Landtagsabgeordnete Frhr. v. Zedlitz, der im Junkerparlament selbst einen „Verständigungsantrag“ eingebracht hat, weil ihm seine Freunde im Reichstag die Sache nicht sauber genug „gefingert“ haben. Er denkt sich den Fortgang des Wuchergeschäfts so: die Mehrheitsparteien des Reichstags sollen an der Festsetzung der Mindestzölle für Weizen und Hafer auf 6 und 5 M. beharren, im übrigen aber die „Zolltarifvorlage in einer dem Bundesrat annehmbaren Gestalt herbeiführen. — Dann werde sich schon alles machen.

Für eine „Verständigung“, die den Agrariern so ziemlich alles giebt, was sie haben wollen — vielleicht sogar mehr als sie im verschwiegenen Busen selbst erhofft haben —, ist auch die Deutsche Tageszeitung zu haben; aber sie möchte doch noch einige Zeit hindurch die Spröde markieren: „Was aber den Vorschlag anlangt, die Kommissionsmehrheit solle sich sofort zu verhandeln suchen, so erscheint uns das unmöglich. Die Kommission wird ihre Beratungen zunächst unbekümmert und unbeirrt fortsetzen müssen.“ Natürlich! Denn sonst hätten ja die Bundesnarrenfänger keine Gelegenheit mehr, vor dem jubelnden Haufen ihrer Nachläufer in der Pose des Retters zu erscheinen, der nur der Gewalt weicht.

Die „Verständigungs“-Vorschläge, die von allen Seiten herbeiströmen, verhindern übrigens nicht, daß sich die Wucherinteressenten der verschiedenen Gruppen gelegentlich wieder gehörig bei den Haaren nehmen. Zwischen der bündlerischen Deutschen Tageszeitung und der den Interessen der Großindustrie dienenden Rheinisch-Westfälischen Zeitung ist ein lustiger Krieg entbrannt; weil die Agrarier gar zu unverschämt sind, kann „die Industrie kein Interesse daran haben, daß aus den Reichstagsverhandlungen ein Tarif hervorgeht, der einseitig nach einer Seite so zugerichtet ist, daß Handelsverträge, die dem Gesamtwohl des Vaterlandes förderlich sind, auf solcher Grundlage nicht geschlossen werden können“. Der Syndikus der Vereinigung von Handelskammern des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks, Herr Hirsch in Essen, meint, gegen die übertriebenen agrarischen Wünsche „erscheine es nicht allein vom Standpunkte der Interessen der Industrie, sondern auch von demjenigen des Gemeinwohls vorteilhafter, wenn die Regierung darauf verzichte, ihre Handelsvertrags-Verhandlungen auf einer vom Reichstage vorher gebilligten Grundlage zu führen. Die Industrie werde einen solchen Auslauf bedauern, ihm aber verhältnismäßig ruhig zusehen können. Inwieweit ein solcher Auslauf dagegen den Interessen der Landwirtschaft entspreche, müßten deren Vertreter zu beurteilen wissen“. Das werden sich die Landbündler merken müssen.

Indessen haben die Zollwucherer ihre Rechnung offensichtlich ohne den Wirt, d. h. ohne die Oppositionsparteien gemacht. Die haben aber auch noch ein Wörtchen mitzureden. Je größer der Raddelmuddel der verschiedenen „Verständigungen“ wird, um so größer die Hoffnung, den ganzen Spuk verschwinden zu können.

Eine Notlüge zum Besten der Agrarier.

Unsere Regierung thut viel für ihre lieben Agrarier, aber unsere wackeren Offiziösen thun auch nicht wenig. Verbietet die Regierung die Einfuhr und den Verkauf von Fleisch, das mit Borsäure behandelt wurde, als gesundheitsschädlich (besonders die Portemonnaies der Junker werden dadurch verhindert, das ihnen von Gott und Rechts wegen zustehende Embonpoint zu gewinnen), so finden die Offiziösen die schönsten Begründungen für diese Maßnahme, die ihren agrarischen Charakter ganz vergessen und die Gesundheitsgefahr, vor der uns eine weise Regierung nun geschützt hat, im hellsten Lichte erstrahlen lassen! Es waren nämlich etliche Nörgler aufgetreten, die zweifelsüchtig wie das Fräulein Kunigunde am Regensburger Strudel fragten: „Ist's denn so gefährlich?“ Und das war unangenehm, denn es waren Leute darunter, die was von der Sache verstehen mußten, Sachverständige, die schließlich nicht bloß beim Fragen blieben, sondern direkt anfingen, zu kritisieren und besser zu wissen. Da aber spielte die Nordd. Allg. Ztg. einen gewichtigen Trumpf aus. Sie schmetterte alle Kritik nieder, die in der Fachpresse von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft an dem Gutachten des Reichsgesundheitsamts über die angebliche Gesundheitsschädlichkeit der Borsäure bei ihrer Verwendung zur Fleischkonservierung geübt wurde, indem sie die höchste Autorität Deutschlands in Gesundheitsfragen, den Reichsgesundheitsrat ins Feld führte, zu dessen Mitgliedern die bedeutendsten Hygieniker aus den verschiedenen Teilen des Reichs gehören. Auch diese Körperschaft, so verkündete die Nordd. Allgemeine triumphierend, hat sich für das Verbot ausgesprochen! Was wollt ihr noch mehr Zeugnis für die Gesundheitsschädlichkeit der Borsäure!

Das war allerdings schlagend. Aber nur für einige Tage. Dann las man's anders in der Nat. Zeitung. Dieses Blatt berichtet jetzt:

„Von zuverlässiger Seite, d. h. von Mitgliedern des Reichsgesundheitsrates selbst, wird uns nun aber mitgeteilt, daß ihnen die Angelegenheit niemals zur Begutachtung vorgelegt worden ist, daß sie von dem Verbot selbst erst durch die Tagespresse Kenntnis erhalten haben, und daß sie sich, falls man sie befragt hätte, mit aller Entschiedenheit gegen die beschlossene Maßregel ausgesprochen haben würden. Die gegenteilige Behauptung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erscheint um so auffallender, als noch vor kurzem ein Mitglied des Reichsgesundheitsrates dem Staatssekretär Grafen von Posadowsky direkt sein Befremden darüber ausgesprochen hat, daß man diese in der That sehr kompetente Behörde in dieser wichtigen Frage vollständig übergangen habe, und daß die in dem Gutachten des Reichsgesundheitsamtes niedergelegten Ansichten in wissenschaftlichen Kreisen durchaus nicht geteilt würden.“

Das ist zweifellos eine sehr wichtige Aufklärung, einerseits über die Notwendigkeit des Borsäureverbots, die Gesundheitsgefährlichkeit der Borsäure und anderseits über die Wahrheitsliebe der Offiziösen, die freilich nie hoch bewertet worden ist. „Zum Besten der Agrarier und der Regierung schreckt die Offiziösin nicht vor einer kleinen Notlüge zurück!“ Weshalb sollte sie auch, da ja die ganze Borsäureverordnung eigentlich nur eine kleine Notlüge darstellt, die zum Besten der Agrarier dem deutschen Michel und den ausländischen Staaten aufzubinden versucht wurde! „Gesundheitsgefahr“ sagte die Regierung und die billige ausländische Konkurrenz meinte sie, die die Junker verhindert, die ohnehin schon übermäßig hohen Fleischpreise noch höher zu steigern!

Mit Notlügen fällt man bisweilen hinein und so ist das diesmal der Nordd. Allg. Ztg. und der Regierung gegangen. Die Nordd. Allg. Ztg. wird das weiter nicht genieren, denn die ist dergleichen längst gewöhnt — unbequemer ist die Situation für die „Regierung“. Wie jetzt nach dieser Absage und Kritik des Reichsgesundheitsrats die arme Verordnung begründen, wie die Gesundheitsgefahr beweisen? Und es giebt zudem Leute, die da glauben, die Offiziösen thäten nichts, was der Regierung nicht wohlgefällig sei und die deshalb den Grafen Posadowsky womöglich noch für die Notlüge der Nordd. Allg. Ztg. verantwortlich machen. Und was wird das Ausland, was das eben erst durch die Prinzenreise beglückte Amerika sagen?

Die Nordd. Allgemeine hat indes den Mut noch nicht verloren. Sie behauptet, nur halb gelogen zu haben, indem sie schreibt:

„Der Reichsgesundheitsrat, Ausschuß für Ernährungswesen und Untersuchung für Fleischbeschau, hat in der Sitzung vom 12. Oktober v. J., zu der außer den Mitgliedern der betreffenden Ausschußabteilungen noch weitere auf dem einschlägigen Gebiete besonders erfahrene Angehörige des Reichsgesundheitsrates sowie als Auskunftspersonen Vertreter der Fleischindustrie und der Landwirtschaft zugezogen waren, die Angelegenheit eingehend beraten und sich mit allen gegen eine Stimme für das Borsäureverbot ausgesprochen. Insbesondere haben sämtliche ärztliche Sachverständige, die an der Beratung teilgenommen haben, den Erlaß des Verbotes übereinstimmend befürwortet.“

Es bleibt also dabei, auch nach diesem Rettungsversuch, daß der Reichsgesundheitsrat als Ganzes beim Erlaß dieser wichtigen Verordnung nicht gehört wurde und daß im Reichsgesundheitsrat Leute sitzen, die an die Gesundheitsschädlichkeit der Borsäure bei der Fleischkonservierung nicht glauben. Unter solchen Umständen den Reichsgesundheitsrat als Kronzeugen für die Notwendigkeit des Verbots anzuführen, das ist und bleibt ein Verstoß gegen die Wahrheit!

Deutsches Reich.

Berlin, 4. April. Berlin hat mit seinen Bürgermeistern Unglück. Kirschner mußte Jahr und Tag auf seine Bestätigung warten, der mit Ach und Krach bestätigte Herr Brinkmann starb kurze Zeit nach seiner Einführung in das Amt, dann begann der Krieg um Kauffmann. Und jetzt ist über Herrn Kauffmann das Unheil hereingebrochen. Kauffmann, den das Vertrauen der Berliner Stadtverordneten zweimal zum Bürgermeister der Reichshauptstadt gewählt hat und der die Bestätigung der obersten Behörden für dieses Amt bekanntlich nicht fand, ist an einem Gemütsleiden schwer erkrankt und mußte nach einer Heilanstalt gebracht werden.

Kauffmanns Bekannte wußten lange, daß die Geschichte seiner Wahl keineswegs ohne tiefen Eindruck an ihm vorübergegangen war. Sein Vater ist vor einiger Zeit hochbetagt gestorben. Kauffmann klagte bitter darüber, daß die Bürgermeisteraffaire dem alten Manne seine letzten Tage vergällt habe. Als empfand er als Kränkung, daß nicht ihm, sondern dem Stadtrat Voigt die Wahrnehmung der Geschäfte des Bürgermeisters übertragen wurde. Er befand sich in diesem Punkte im Widerspruch mit der Rechtsauffassung des Oberbürgermeisters Kirschner, der den dienstältesten Stadtrat nach Lage der Ausführungsbestimmungen zur Städteordnung für zuständig hielt. Die Bestimmungen behandeln den Fall einer „Behinderung“ des Bürgermeisters. Kauffmann bestritt, daß eine Behinderung vorliege, solange kein bestätigter Bürgermeister vorhanden sei. Stadtrat Kauffmann ist das Haupt einer zahlreichen Familie, seine Gattin ist seit Jahren schwer leidend und in einer Anstalt untergebracht. Wie die Schlesische Tag noch mitteilt, hat sich bei dem Manne schon seit einiger Zeit eine große Müdigkeit und Abspannung bemerkbar gemacht. Kauffmann ist auch Reichstagsabgeordneter und vertritt den Wahlkreis Liegnitz.

Die „loyalen“ Blätter, allen voran natürlich die von Scherl fabrizierten, lassen übrigens die Gelegenheit nicht vorübergehen, ihre Knechtschaffenheit zu bezeugen; sie berichten von der Erkrankung des „Stadtrats“ Kauffmann. Der Mann ist Bürgermeister von Berlin, die Nichtbestätigung eine besondere Ehrung.

Das Bureau des Reichstags hat die Einladungen zu der nächsten am 8. d. M. stattfindenden Sitzung der Zolltarifkommission versendet. Bis heute waren neue Anträge zum Zolltarif nicht eingegangen. Die Kommission soll bei ihrem Wiederzusammentritt eine zur Zeit im Bureau vorbereitete Zusammenstellung der bisherigen Beschlüsse zum Zolltarif erhalten. Sie gedenkt, so lange das Plenum nicht zusammengetreten ist, von Vormittag bis zum Spätnachmittag zu tagen.

Entgegen allen Dementis erfährt ein hiesiges Blatt, daß der holländische Ministerpräsident Kuyper während seines hiesigen Aufenthalts versucht hat, bei der Reichsregierung zu sondieren, ob sie eventuell geneigt wäre, bei der englischen Regierung ein gutes Wort für die noch kämpfenden Buren einzulegen. Man hat hier Kuyper nur wiederholt, was ihm schon vor seiner Reise nach Deutschland mitgeteilt worden ist, nämlich, daß Deutschland keinerlei Schritte irgend welcher Art unternehmen werde. Die Buren sollen sich direkt mit England in Verbindung setzen, welches gewiß bereit sein werde, Vorschläge anzuhören.

Wieder ein Menetekel für die Brotwucherer. Am Donnerstag hat im westpreußischen Wahlkreise Elbing-Marienburg die Reichstags-Ersatzwahl stattgefunden, die durch die Mandatsniederlegung des Konservativen v. Puttkamer-Plauth nötig wurde. Das Resultat, das bis jetzt vorliegt — 20 Ortschaften fehlen noch —, beweist, daß die Junker den Wahlkreis, den sie seit 1887 stets im ersten Wahlgange sicher hatten, diesmal in der Stichwahl gegen die Sozialdemokratie verteidigen müssen!

Es erhielten Stimmen: v. Oldenburg (kons.) 8366, Sieg (Zentr.) 2530, Kindler (freis. 3235, Wagner (natl.) 398, König (Soz.) 4901 Stimmen. Es findet also auf alle Fälle Stichwahl zwischen Oldenburg und König statt!

Unsere Partei hat in diesem Wahlkampfe, der von den Konservativen vornehmlich gegen sie geführt wurde, ihre Stimmenzahl gegen 1898 um etwa 700 schon vermehrt, denn damals erhielt sie 4473 Stimmen, die Freisinnige Volkspartei, die 1898 auf 394 Stimmen zusammengeschmolzen war, erhielt diesmal 323. Die Brotwucherparteien dagegen haben allesamt stark verloren, die Konservativen sanken von 9436 auf 8366, das Zentrum von 3034 auf 2530, die Nationalliberalen von 1048 auf 398 Stimmen. Das sind über 2000 Stimmen Verlust!

Die fehlenden zwanzig Ortschaften mögen diese Ziffer noch etwas modifizieren, wesentlich werden sie es kaum noch zu ändern vermögen!

Ob in der Stichwahl den Konservativen der Kreis entrissen werden kann, das hängt von den Freisinnigen ab. Leider ist auf sie kein rechter Verlaß!

Und immer neue Strafexpeditionen in Kamerun. In der neuesten Nummer des Kolonialbl. wird berichtet über die Expedition gegen die Bafuts und Bandengs. Am 20. Dezember wurden den Bandengs „größere Verluste beigebracht“, in den Tagen bis Weihnachten gelang es, „dem Gegner noch mehr Verluste beizubringen“. Am Weihnachtsheiligabend wurde Bobela, ein Hauptort des Häuptlings von Bafut eingenommen. Am 27. Dezember wurde ein noch unbekanntes größeres Bafutdorf, Namens Buwe, aufgefunden, „das einigen Widerstand leistete“. In den nächsten Tagen sandten mehrere Dörfer Lebensmittel mit der Bitte um Frieden. Der Kommandeur der Schutztruppe meint: „Bandeng und Bafut sind so nachdrücklich bestraft, daß die Friedensverhandlungen wohl bald erledigt werden können.“

---

solchen Anspruchslosigkeit in Bezug auf das geistige Vermögen seiner Gäste? Immer mehr suchte er sich den traulichen Stunden des Alleinseins mit ihr zu entziehen, in denen sie ihm vorgespielt oder ihn mit dem Inhalt der Bücher, die sie gerade las, vertraut gemacht hatte, um die Gedanken und Fragen, die sich ihr dabei aufgedrängt hatten, mit ihm durchzusprechen. Sie hatte freilich bald genug herausgefunden, daß er recht wenig gelernt hatte, aber er war doch ein gescheiter Kopf, der nicht nur für die Wirklichkeit einen scharfen Blick, sondern auch die Fähigkeit besaß, sich in ein ihm fremdes Gebiet leicht hineinzufinden, sobald er sich nur einige Mühe gab. Es war Charlotten unbegreiflich, wie er ihrer Unterhaltung die beschränkte, politische Kannegießerei und gar die schalen Witze und schmutzigen Anekdoten seiner Freunde vorziehen konnte. Oder kam es ihm vielleicht gar hauptsächlich auf die Gelegenheit zum starken Trinken an? Er ließ sich auch so viel zur Jagd einladen in der Umgegend, obwohl er, wie er selbst zugab, ein schlechter Schütze war und wenig Vergnügen daran fand, das harmlose Getier in Feld und Wald umzubringen. Aber auch bei diesen Gelegenheiten ging es ohne harte Trinke nicht ab, und er kam mit rotem Kopf und schwerer Zunge heim und brachte eine widerliche Atmosphäre von Alkoholdunst und kaltem Tabaksduft mit ins Haus. Allerdings konnte er viel vertragen. Sie sah ihn nie eigentlich betrunken; aber sie merkte doch, daß er sich nur mit Mühe zusammennahm. Und wenn er gar zärtlich werden wollte in solchem Zustande, dann floh sie vor ihm voll Ekel. Am andern Tag gab es dann finstere Gesichter und böse Reden, er behauptete, der nüchternste Mensch von der Welt zu sein. Es sei doch ein Skandal, daß er sich in seinem Hause wie ein Trunkenbold behandeln lassen sollte, und sie hätte alle Ursache, ihrem Schöpfer dankbar zu sein, der sie nicht auf einen Waschlappen von einem ästhetischen Theebruder hineinfallen ließ, sondern ihr einen ganzen Mann zur Seite stellte, der ihrer Ueberspanntheit doch wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht zu halten vermochte. Und in dies Lied stimmten die Tante und die Schwiegermama harmonisch mit ein, mit Sticheleien auf ihre übelangebrachte Zeitfeuerei, auf ihr geziertes, preziöses Wesen.

Immer häufiger saß Charlotte jetzt des Abends in ihrem Salon allein. Sie gewöhnte sich an, sehr spät zu Bett zu gehen und morgens lange liegen zu bleiben. Wenn die Skatbrüder aufgebrochen und die beiden alten Damen sich zurückgezogen hatten, begann sie sich erst in ihrem Salon und bei ihren Büchern wohl zu fühlen. Ariberts Verliebtheit hatte stark nachgelassen, das konnte sie sich nicht verhehlen, und wenn sie sich im Spiegel betrachtete, so glaubte sie auch den Grund dafür zu erkennen. Ihre frischen Farben waren dahin. Ihr Teint begann grau zu werden und allerlei kleine Unreinigkeiten zu zeigen. Ja, manchmal wollte es ihr sogar so vorkommen, als ob kleine, herbe Falten, besonders um die Mundwinkel, sich bereits eingestellt hätten und sogar das Fleisch ihrer Wangen schlaffer geworden wäre. Sie drängte darauf, die verschobene Hochzeitsreise doch nun bald anzutreten, den ganzen Winter in Italien zuzubringen. Aber er entgegnete, dazu sei jetzt kein Geld da, er begreife nicht, wie sie eine so unüberlegte Forderung stellen könnte, sie sehe doch, daß er, um zu sparen, sich sogar ohne Inspektor behelfe, daß er von früh bis abends mit den Beinen sei, um den Leuten auf die Finger zu sehen, damit nichts unnütz verschwendet und die kostbare Zeit ausgenutzt werde. Sie müßten sich diesmal sogar den Aufenthalt in Berlin versagen, damit seine Kasse sich von den riesigen Anforderungen, welche die Neueinrichtung daran gestellt, sich wieder erholen könnte. Im Frühjahr vielleicht werde an eine Reise zu denken sein, wenn es ihm bis dahin gelange, sich eine zuverlässige Hilfskraft heranzuziehen. Vorläufig heiße es nur: sparen, sparen, sparen! Es gehe für den Haushalt unverhältnismäßig viel drauf; aber das sei freilich kein Wunder, da sie nur immer alles vom besten haben und sich doch um die Wirtschaft nicht selber bekümmern wolle. Wenn die Herrschaft mit dem Beispiel der Verschwendung vorangehe, unter anderem durch ebenso überflüssigen wie unmäßigen Verbrauch von Petroleum, so könne man sich freilich auch nicht wundern, wenn die Köchin sich kein Gewissen daraus mache, in der Stadt noch Eier zu kaufen, anstatt sich mit dem Ertrag des eigenen Hühnerhofes einzurichten. Und als sie ihm darauf seinen starken Wein- und Bierverbrauch vorgehalten, hatte er mit sittlicher Entrüstung erwidert, daß er, als der allein arbeitende Teil, doch wohl auch das Recht habe, sich seine Erholung nach eigenem Gefallen zu suchen. Ueberdies sei es gegenwärtig von großer Wichtigkeit, den Herrn Potahl bei guter Laune zu erhalten, denn er habe mit dem ein glänzendes Geschäft vor.

Charlotte schwieg und hoffte auf das Frühjahr. Auf der Reise würden sie einander wieder näher kommen. Sie machte einen Versuch, sich mehr um die Wirtschaft zu bekümmern; aber die Köchin war eine dickköpfige Person mit einem unverschämten Mundwerk, die sich zudem sicher fühlte, weil sie bei der alten Frau von Klinkenberg in hoher Gunst stand. Die Mamsell, die nicht die Haus-, sondern die äußere Wirtschaft unter sich hatte, erkannte überhaupt die Befugnis der jungen Frau, von ihr Rechenschaft zu fordern, nicht an, da sie direkt unter dem gnädigen Herrn stehe. Charlotte wollte sich nicht noch durch häßliche Zänkereien mit den Dienstboten das Leben verbittern — und so fuhr sie denn fort, allabendlich einen halben Liter Petroleum zu verbrennen.

Kurz vor Weihnachten machte Heinrich Schönbed seinen ersten Besuch in Strehlen. Die Briefe, die er von seiner Schwester erhalten, hatten ihn mit schlimmen Ahnungen erfüllt, obwohl oder vielleicht gerade weil sie so selten geworden und so kühl und vorsichtig abgefaßt waren. Er erschrak, als er die Veränderung in Charlottens Aeußerem gewahr wurde, und beruhigte sich nicht mit der Auskunft, daß dies schlechte Aussehen nur vorübergehend, eine Folge der durch das schlechte Wetter erzwungenen Stubenhockerei sei. Wie sie sich alle Mühe gaben, seinen Verdacht zu zerstreuen! Die Mutter und das Tantchen waren so lieb und harmlos und Aribert war der denkbar zärtlichste und aufmerksamste Gatte, der liebenswürdigste Schwager. Die Herren Potahl und Konsorten wurden während der wenigen Tage des schwägerlichen Besuchs streng fern gehalten, und nur der Oberförster und der Pastor einmal eingeladen. Auch Charlotte bemühte sich ängstlich, ihren Bruder zu betrügen, wenn sie sich auch nicht soweit verstellen konnte, um von ihrer Ehe geradezu begeistert zu erscheinen. Und so reiste denn Heinrich Schönbed, wenn auch nicht überzeugt von dem Glücke seiner Schwester, so doch einigermaßen beruhigt wieder ab. Es schien auch, als hätte sich Aribert die Vorwürfe zu Herzen genommen, die Charlotte ihm in diesen Tagen zu machen gewagt hatte, denn er zeigte sich auch noch während der Festtage und sogar darüber hinaus äußerst liebenswürdig, häuslich und froher Laune, versicherte sie auch ausdrücklich und wiederholt seiner Liebe und wie glücklich und zufrieden er sich in ihrem Besitz fühle. So war denn auch Charlotte wieder zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)